Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 34 (1930-1931)

Heft: 21

Artikel: Robert Schumann

Autor: Georgi, Stephan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672266

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

des Zürcher Stempelschneiders Stapfer. Es ist dort ein freischwebendes Kreuz mit langen Schenkeln, von Engeln getragen, inmitten der Standeswappen: als Zeichen der offiziellen Eidgenossenschaft und Patin des französischen Königstöchterleins (1547).

Um 1662 wurden durch die eidgenössische Seeresordnung (das Defensionale) die Stansdessiahnen mit dem durchgehenden weißen Areuz inmitten der Flammen in den Standessfarben eingeführt. Schließlich ist das freischwebende, gleichschenkelige weiße Areuz im roten Veld 1815 zum Wappen und Siegelzeichen der neuen Sidgenossenschaft erklärt worden. Seit fast sechs Jahrhunderten hat jenes schöne Areuz existiert, ohne Reglemente, ohne Vorschriften über die Größenverhältnisse, hundert und hunsdertmal anders und immer klar in die Ferne wirkend.

Als aber die neue Eidgenossenschaft durch die schweren Gefahren des Sonderbundskrieges und der Verfassungskämpfe in ruhigere Zeiten hin= übergerettet war und das Zeitalter des Materialismus, der Technik und der Erfindungen anbrach, da war das altehrwürdige Heldenkreuz nicht mehr gut genug. Es mußte in eine Ge= setzesformel gezwängt werden. Die künstlerische Freiheit in der Gestaltung und Verwendung des alten Kreuzes, das man 1889 als "Reisläufer= freuz" in Acht und Bann tat, läßt sich aber keine Fesseln auferlegen. Nicht einmal durch Bundesbeschlüffe. Es ist erfreulich, daß heute das alte Wappenzeichen immer mehr wieder zur Geltung kommt: das historisch wahre, das heraldisch schöne Kreuz der Eidgenossen, das unsern Ahnen in Glück und Unglück, in Größe und Niedergang treulich vorangeleuchtet hat.

Robert Schumann.

Vier symphonische Sätze von Stephan Georgi. — Zum 75. Todestag (29. Juli).

Das Allegro! Das war wieder einmal ein großer Tag für die musikliebenden Leipziger von anno Biedermeier gewesen! Felix Mendelssohn, der neue Gewandhausdirigent, hatte ein Konzert gegeben, das den hellbegeisterten Höstern gründlich in die Glieder gefahren war.

Ganz zum Schluß, als sich die debattierende Menge schon verlaufen hatte, verließ einer mit so leisen, behutsamen Schritten den Konzertsfaal, als fürchtete er, die ihn noch immer umschwebenden Melodien mit einem einzigen lausten Schritt zu zerstören. Ein volleß, weiches Gesicht hatte er, in dem ein Paar Augen zurzeit wieder einmal schwärmerisch vor sich hinblicksten; die rechte Hand schlug den Takt zu den leise gesummten Melodien, und so kam es, daß der schräg über die Schulter geworfene Mantel alls mählich im Staube zu schleisen begann.

Aber das merkte der Musikus, Davidsbündeler und Redakteur der "Neuen Zeitschrift für Musik" Robert Schumann nicht. Nur schnell nach Hause, ehe die Tinte im Federkiel trockenet! Hei, das war etwas für die Davidsbündeler, die heldenmütig für fortschrittliche Musik kämpsten! Das war etwas für Florestan und Eusedius! So nämlich nannte Schumann die beiden Seelen in seiner Brust. Florestan war der Wilde, Kämpfende, Ausbegehrende; Eusebius aber war der weiche, schwärmende Romantifer.

Behn Minuten später saß Schumann, eine dicke, schwarze Zigarre im Mundwinkel, an seinem Schreibtisch, über dem das Bild seines geliebten Jean Paul hing, und schrieb eine neidelos begeisterte Hymne über Felix Mendelssohn.

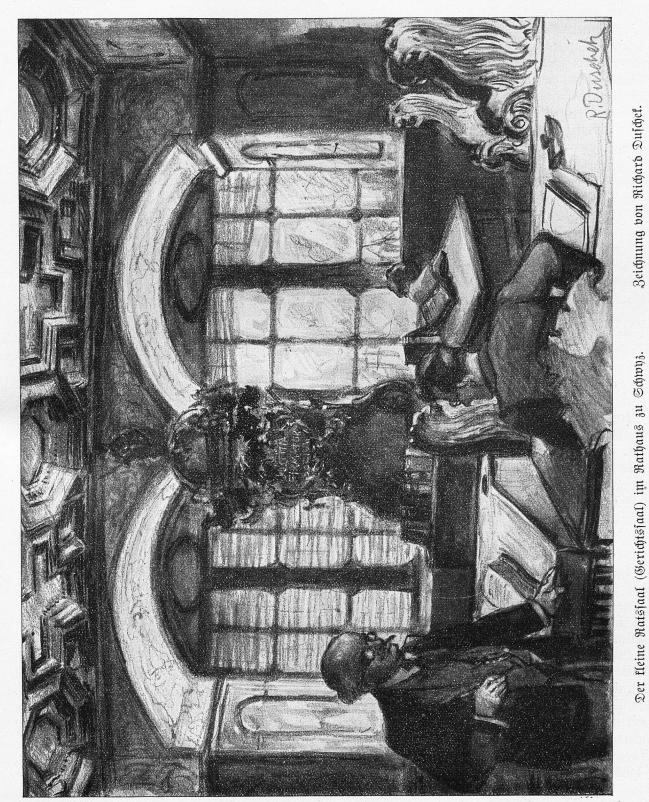
Endlich, nachdem er auch noch die ersten nach Leipzig gelangten Kompositionen eines noch Unbekannten namens Francois Frédéric Chopin lobend gewürdigt hatte, warf er die Feder beiseite. Sein Kopf schmerzte. Zu viel an Arbeit und seelisch Aufregendem war in letzter Zeit auf ihn eingestürzt. Die Zeitschrift, sein eigenes Wollen und Wagen, sein fünstlerisches Schaffen — und dann das qualvolle Hangen und Bangen um die Geliebte.

Es trieb ihn hinaus. Spät in der Nacht blieb er vor einem Hause, unweit seiner Wohnung, stehen. Es lag in tiesem Dunkel.

"Rlara!" flüsterte er, "Chiara!"

Und das flüsterte er auch noch, als er zu Hause die Tasten seines Flügels anschlug. Klara! Chiara! sangen die Sopranstimmen unter seiner rechten Hand. Aber die Iinke vergaß nicht, der Bässe dumpfes Murren ertönen zu lassen.

Das Andante! An einem Frühjahrsabend des Jahres 1838 trat aus der Hinterpforte des Hauses, das dem bekannten Leipziger Klavierpädagogen Friedrich Wieck gehörte, ein neunzehnjähriges Mädchen. Eroße, dunkle



Der Keine Ratsfaal (Gerichtsfaal) im Rathaus zu Schwyz.

Augen lagen in einem seltsam zarten, blassen Gesicht, das von schwarzem, korrekt gescheiteltem Haar gekrönt wurde.

"Chiara!" klang es von des wartenden Schumann Lippen, und er streckte seiner Klara Wieck, der weit über die Grenzen deutscher Gaue hinaus berühmten Pianistin, beide Hände entgegen. Dann hingen Lippen an Lippen.

Cine Droffel sang. Aber das Öffnen einer Tür erklang nach einer Beile so laut, daß der Vogel jäh in seinem Gesange verstummte.

Friedrich Wieck, dessen lange, spitze Nase aus einem zorngeröteten Gesicht hervorstach, kam

hinzu und sah Schumann giftig an.

"Habe ich es Ihnen nun noch nicht oft und deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Sie im Bereiche meines Hauses nichts mehr zu suchen haben?" schnarrte er und führte seine Tochter unwirsch mit fort. "Aufdringlicher Mensch! Habenichts! Verpfuschte Karriere! Habe ich mir deshalb so viel Mühe mit dir gegeben?" hörte Schumann noch, dann schlug die Tür zu.

Eingehüllt in dicke Rauchwolken, saß Schumann an den nächsten Tagen dis spät in die Nacht hinein an seinem Flügel und komponierte sein "Kreisleriana". Die Nachbarn zeterten. Wenn dieser vertrackte Musikus wenigstens noch gangbare, erbauliche Lieder gespielt hätte! Wie "Es ist bestimmt in Gottes Rat", "In Myrtills zerfallener Hütte" oder das Lied vom Jungfernkranz und der veilchenblauen Seide, das bereits alle Spatzen von den Dächern pfiffen; aber an diesem besessenen Geklimper konntessich ein braver Bürger weder erbauen noch erstreuen.

Des zipfelmütigen Bürgers erbauliche Lieder konnte Schumann freilich nicht spielen, wenn er an den wunderlichen Fratenschneider E. Th. A. Hoffmann, an den verrückten Ka= pellmeister Kreisler und an den Kater Murr dachte. So trefflich er auch diese bizarren Ge= stalten in seinen Tönen charakterisierte, er fonnte nicht verhindern, daß immer wieder ein Stück von seiner eigenen, übervollen Seele mit in die Melodien hineinkam. Florestan begehrte trotig auf, verbrüderte sich mit über= stürzend dahinstürmenden Synkopenketten und schnitt mit E. Th. A. Hoffmann Fragen; Guse= bius begann phantastisch zu schwärmen, doch seine sonst so bunte Romantik wurde oft zu dumpfen Träumen, zu resigniertem Flüstern.

Kreisleriana. Hinter allen diesen wunderlich überspannten Kreaturen tauchte immer wieder

ein anderes Bild auf: Rlaras! Chiara's! —

Das Scherzo! Die Herbstsonne des Jahres 1840 versteckte sich beschämt, als sie das mild-verklärte Leuchten auf den Gesichtern Robert Schumanns und Klara Wiecks sah, die nach eben stattgefundener Trauung die Kirche verließen. Nun waren sie trotz aller Intrigen, trotz väterlichen Protestes für immer vereint.

Neues Hoffen, Wollen und Wagen hub an. Klaras Ruhmessonne stand noch immer im Zenith; viele Gastspielreisen gab es, auf denen er sie begleitete. Und dazwischen schuf auch er. Komponierte Lieder, immer wieder Lieder. In seiner köstlichen Schale der Musik sing Robert Schumann die mondlichtfarbigen Tropsen der Romantik auf, die um diese Zeit wie ein Sprühregen durch die Länder ging.

Bis abermals dunkle Wolken am Horizont

heraufzogen.

Die eigentümlich nagenden Kopfschmerzen, deren geringe Anfänge Schumann schon früher wahrgenommen hatte, traten heftiger und häufiger auf und verbanden sich mit einer immer

mehr zunehmenden Gemütsfrankheit.

Nach Dresden waren sie übersiedelt. Dort war Robert an einigen Tagen der Woche am Stammtische in der "Alten Post" anzutreffen, wo neben Ferdinand Hiller, Berthold Auer= bach, Bendemann, Reinick und Rietschel auch Richard Wagner, der große Neue, saß. Während Schumann, seine schwarze Zigarre rauchend und sein Bier trinkend, schweigend und zuwei= len recht abwesend am Tische saß, war Wagners spikes Kinn ununterbrochen zum Sprechen in Bewegung. Trennte man sich dann spät am Abend, so pflegte Wagner zu sagen: "Er ist ja ein hochbegabter Musiker, der Schumann, aber in seiner Stummheit ein unmöglicher Mensch; man kann doch nicht immer allein reden." Schumann hingegen äußerte sich: "Ein geistreicher Kerl voll toller Einfälle, der Wagner, aber sein unaufhörliches Sprechen kann man auf die Dauer nicht aushalten."

Mit Klara von einer Konzertreise zurückgekehrt, die bis nach Petersburg geführt hatte, artete Schumanns Krankheit in ein heftiges Nervenleiden aus, von dem er sich nur langsam erholte. Düster und verschlossen war er geworden.

Aus dieser Stimmung heraus ergriff er Bhrons "Manfred" zur Vertonung. Das lhrische Sichversenken in die düsteren Seelentiesen, in die Schwermut Manfreds wurde für ihn wiederum ein Untertauchen in die eigene angstwoll zerrissene Seele, auß der sich wie ein Hilferuf vor etwas, das er drohend herannahen fühlte, die Ansprache an Astarte hervorrang: Gerufen

hab' ich dich aus dunkler Nacht!

Das Finale! An einem regnerischen Februartage des Jahres 1854 saß der Düssel= dorfer Konzertdirektor Robert Schumann, der seines sich immer mehr verschlimmernden Lei= dens wegen schon nach kurzer Zeit den Dirigentenstab hatte niederlegen müssen, an seinem Arbeitstische und durchwühlte, nach irgend "etwas" suchend, tastend, die Werke Hölderlins und Lenaus. Durch seine Lippen drang ein hastiger Atem, und seine Augen blickten in star= rem, fiebernden Glanze auf die aufgeschlagenen Seiten. Quälende Schrecknisse hämmerten in seiner Brust, und die unsagbare Angst vor dem Rommenden, nicht Abzuwendenden würgte in seiner Rehle. Dumpf, monoton bohrte es in sei= nen Schläfen. Er bif die Zähne zusammen, schob die Bücher beiseite und setzte sich mit den sechs von ihm vertonten Lenauliedern an den Flügel. Leise begann er zu spielen; Blatt für Blatt. Als letztes, siebentes, fiel ihm das Re= quiem in die Hände, das er damals geschrieben hatte, als er die Nachricht vom Tode des dem Wahnsinn verfallenen Dichters erhielt. Wie eine ekle Spinne warf er das Blatt mit den Finger= spiten fort.

Nur nicht denken! Nicht denken! Laut, alles übertönend, begann er auf dem Flügel irgend etwas darauflos zu spielen. Wirre Phantasien sprudelten aus dem Instrument hervor, erfüllten das Zimmer mit imaginären Gestalten. Sahen dem Spielenden nicht die unheimlichen

Fratzengestalten E. Th. A. Hoffmanns über die Schulter? Sprang ihm nicht der Kater Murr fauchend auf den Rücken? Wer geigte da U? Immer wieder U? Heiho, der Ritter Paganini war es! Mit Augen aus glühenden Kohlen! Und seine Geige! Nein, die gehörte ja Eichen= dorffs lustigem Taugenichts, der dort durchs Fenster kam. Gestalten krochen heraus aus der Geige, wurden größer, immer größer; Dämo= nen mit riefigen Krallenfingern, die nach des Spielenden Kopfe griffen. Und dieses schnei= dende Zirpen der Zikaden dazwischen! Immer die gleiche Melodie, dieselben sechs Töne. War es nicht das Tropfenmotiv aus Mendelssohns Fingalshöhlenmusik? Tropfen, immer wieder Tropfen rannen herab. Krallenhändige und feuerzüngige Dämonen fingen sie auf und ver= einten sie zu Bächen, reißenden Strömen, zu brausend niederstürzenden, gischtschäumenden Wasserfällen, die gellend, rasend, kochend auf den Spielenden, Ertrinkenden einfielen ...

Schumann sprang auf. Glanzleer waren seine Augen, und auf seinem fahlen Gesicht lag kalter Schweiß. Ohne Hut und Mantel schlich er leise, unbemerkt von Frau und Kindern, aus dem

Sause.

Das Wasser des Rheines war es, aus dem furze Zeit später einige Schiffer den Konzert= direktor Robert Schumann, noch lebend, her= auszogen..., aber als Nachfolger Hölderlins und Lenaus.

In der Privatheilanstalt des Dr. Richards in Endenich bei Bonn hatte zwei Jahre später Florestan ausgekämpft und Eusebius ausgessungen.

Das Kind.

Die öde Vorstadt ging ich hinaus; Da stand zu äußerst ein Lotterhaus, Davor ein Frühlingswunder, Ein blühender Holunder. Satte sich drunter ein Kind geseth In einem Röcklein ganz zersett; Glückselig sein Lächeln grüßte — Es sah nicht rings die Wüste.

Es sah nur oben das Blätterdach Und die weißen Blüten hundertsach Sich über sein Köpflein neigen, Und ein Amsellied hing in den Zweigen.

Albert Fischli.

Ferien.

Ferien! Ein Zauberwort, dessen magische Kraft in allen durch lange, schwere Arbeit Gestrückten und Ermüdeten Empfindungen und Gefühle der Freiheit und Selbstherrlichkeit, des

Wohlbehagens, des Lebensgenusses, der Erslöfung vom Alltag auslöft. Je mehr man unter dem Joch harter Arbeit seufzt, umso tieser geht die Wirkung. Schon Wochen voraus studiert